



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Poeschel, Hans: Schloß Stolpen und die Reichsgräfin von Cosel. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Burschenbund“ (ca. 25 Burschenschaften). Es gibt wohl heute keine Burschenschaft mehr, die nicht mehrmals im Semester „wissenschaftliche Abende“ abhält, an denen Vorträge über sozialwissenschaftliche Themata gehalten werden. Viele veranstalten auch Besichtigungen. Schon diese geringe Beschäftigung, mag sie auch oft an Systemlosigkeit leiden, ist außerordentlich viel wert; denn sie weckt das Interesse der Mitglieder an den sozialen Fragen, und ist erst einmal das Interesse wachgerufen, so kommt eine eindringende Beschäftigung von selbst.

Schon diese kurze Skizze möge dem Leser die Überzeugung verschaffen, daß das akademische Leben der Gegenwart dem jungen Studenten vielfache Gelegenheit gibt, sich über soziale Probleme Aufklärung zu verschaffen und auch praktisch sozial tätig zu sein. Es steht zu hoffen, daß immer mehr Studenten diese Gelegenheit ergreifen werden; denn nur so kann ein Geschlecht heranwachsen, das geschaffen ist, vermittelnd in den sozialen Kampf einzugreifen. Denn soziale Arbeit erzeugt soziales Verständnis und das ist uns vor allem nötig.

Mehr als je gelten grade auch hier die Worte Schillers an die Jenerser Studenten bei seiner Antrittsvorlesung: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.“



Schloß Stolpen und die Reichsgräfin von Cosel

Von Dr. Hans Poeschel

I.



enige Stunden östlich von Dresden erheben sich auf einem Sockel von Basaltfelsen die Ruinen der ehemaligen Feste Stolpen. Schon früh hatten die Meißner Bischöfe ihre Hand auf diesen landbeherrschenden Punkt gelegt. Ein rohes Holzkastell im Urwalde fanden sie vor, sie schufen es in ein prächtiges Bergschloß um und trugen von hier aus die Kultur weit ins Land hinein. Viele von ihnen residierten lieber auf diesem entlegenen Sitz als daheim bei ihrem widerhaarigen Kapitäl auf der Albrechtsburg. So namentlich in der Reformationszeit. Bischof Johannes der Sechste (seit 1490), ein kluger, energischer, in kirchlichen Dingen liberaler Herr, erwählte Stolpen zu seinem Lieblingsaufenthalt. Die Chroniken

wissen viel von seinen Verdiensten um den Ausbau der Feste und von seiner landesväterlichen Sorge um das Städtchen Stolpen am Fuße des Burgbergs zu rühmen. Es war wohl damals unter seinen Untertanen ein allzu feuchtfröhliches Treiben eingerissen. Da steuerte er „als ein Liebhaber guter Ordnung der Üppigkeit, die in Bierhäusern, und der Ungerechtigkeit, so unter Kartenspielern vorging“. Wir haben die Verordnung de dato Stolpen, Mittwoch nach Jubilate 1503. Die ersten Sätze daraus lauten:

„Es soll niemand zu Biere gehen im Winter vor Zeiger 2 zu Mittage und Zeiger 8 auf den Abend wieder davon, und im Sommer um Zeiger 3 zu Biere und um Zeiger 9 davon, und da einer ungehorsam befunden, soll der Wirt, der es zulasset, und der Gast, der das thut, ihr ieglicher so mannigfaltig das geschieht, ein gut Schock zum Bau geben, halb in unsere Kammer, die ander Helffte dem Rathe. Es soll auch hinfort bei Vermeidung eines Silbern Schocks Buße niemand nach dem Zeiger 8, es sei im Winter oder Sommer, auf der Gasse schreien oder jauchzen.“ Dann folgen ähnliche Strafbestimmungen gegen diejenigen, die „in gedachter unserer Stadt auf Karten, Würfeln oder sonst irgend ein ander Spiel um Geld spielen“. Der Magister Senff, der uns dies mitteilt*), kann sich nicht versagen, hinzuzufügen: „Es wäre wohl nötig, daß man die alten Befehle dem heutigen unartigen, unmäßigen und gewinnlüchtigen Volke mit Nachdruck noch schärfte,“ aber er findet es ein wenig zuviel, „daß denen Zechbrüdern nachgesehen wird, daß sie mögen sechs Stunden hinter einander unter dem Zapfen sitzen.“

Unter den Nachfolgern Johannes des Sechsten wurde das bischöfliche Residenzschloß Stolpen zu einer Hochburg des Papsttums gegen das aufstrebende Luthertum. Von Stolpen datiert gingen zornige Erlässe des Bischofs oder seines Offizials aus, die sich gegen die Wittenberger Ketereien wendeten. Darüber erzürnte sich Luther nicht wenig und blieb seine geharnischten Antworten nicht schuldig. Als der Bischof einmal mit allerlei spitzfindigen Vergleichen die katholische Form des Abendmahls unter einerlei Gestalt verteidigt, poltert Luther dagegen los: „D, daß der Koch und Keller zum Stolpen müßten ein Ding werden und dem Bischöfe schlecht Essen geben ohne Trinken, auf daß er seine eigne Kunst an ihm auch versuchet, ob er Essen und Trinken vor ein Ding wollte halten und ohne Getränke trinken könnte.“ Ein andermal zerpflicht er ein Mandat des Stolpener Offizials mit seinem drastischen Wortwitz. Aus dem „Stolpener“ machte er einen „Stolperer“ und meint, „des Offizials Zeddul würde für aller Vernunft mehr für Tölpisch als Stölpisch angesehen werden“.

Aber nicht nur mit solchen „Zedduln“ bekämpften die Bischöfe die Reformation. Wenn ihre eigenen Geistlichen sich der Hinneigung zu den neuen Irrlehren schuldig machten, so ließen die Bischöfe sie einfach in den „grauerlichen Gefängnissen“ des Stolpener Schlosses verschwinden. Solange in Sachsen Herzog Georg regierte,

*) M. Karl Samuel Senff, „Kirchenreformation- und Jubelgeschichte des Amtes Stolpen“, 1719.

hatten sie an ihm einen starken Rückhalt; denn er „hielt es für ein gut Werk, wenn er Priester in Verhaft nach Stolpen bringen konnte“.

Allein als 1539 Georg starb und Herzog Heinrich ans Ruder kam, da „ging's gar aus einem anderen Fasse; es begunte nun das Papsttum furchterlich zu knacken. Lutherus wuchs und der Bischof nahm ab“. Gleich nach seinem Regierungsantritt führte Heinrich die Reformation in Dresden und Meissen ein. Der Bischof hatte nun nichts mehr auf der Abrechtsburg zu suchen und zog sich ganz auf seine Feste Stolpen zurück. Sein kostbarstes Besitztum brachte er aus Meissen mit, namentlich die Meißner Reliquien, einen Finger des Apostels Paulus, die Hirnschale des heiligen Donatus und die Gebeine Vennos, der erst kurz zuvor heilig gesprochen war. Indes auch auf dem Stolpener Felseneste blieben die heiligen Knochen nicht vor Profanation bewahrt. In dem Drunter und Drüber des „Saufkrieges“, der Carlowitzschen Fehden, glaubte man sie im Frieden der Burgkapelle nicht sicher genug, und da sie sich trotz aller Wunderkraft nicht selbst zu schützen wußten, fanden sie ein nicht besonders würdiges, aber doch kezerfestes Asyl im Strohsack eines frommen Stolpener Pfaffen Nikolaus Bruner. Später sind sie nach München gekommen und dort verschwunden.

Noch zwanzig Jahre lang hielt sich der Bischof auf seiner Bergfestung. Häufig wetterte Luther: „Nur die Flegel auf dem Stolpen droben, die wollen sich nicht ergeben.“ Endlich 1559 ging Stolpen durch Umtausch gegen das Amt Mühlberg in kursächsischen Besitz über. Der Bischof räumte den Platz, und sofort wurde durch kurfürstliche Kommissare „das Papsttum ausgetrieben und das Luthertum eingeführt“.

Die Kurfürsten gestalteten die Burg nach und nach zu einer starken Festung im Sinne der neueren Zeit um und gaben ihr die Gestalt, in der sie dann schließlich zur Ruine verfallen ist. Auch unter ihrem Regimente mußte die Feste zuweilen als Gefängnis dienen. So wurden 1592 zwei Dresdner Hofprediger um ihres calvinischen Glaubensbekenntnisses willen „collegialiter“ hierher geschleppt. Aber sie brachten wenig Segen nach Stolpen. Der Teufel selber kam mit ihnen hierher; es war von Stund an nicht mehr geheuer auf dem Schlosse. Das berichtet der Verwalter Thomas Treutter in einem umständlichen Schreiben an seinen Vorgesetzten. Es ist gar kein Zweifel, er selber hat den Leibhaftigen ganz deutlich gesehen. Nacht für Nacht ist er zu ihm in die Stube gekommen, und wie hat er sich da aufgeführt! Im Waschbecken hat er sich gebadet, das Bänklein hat er fortgerückt, die Bücher umgeblättert und hin und her geworfen. Anderen ist er auch begegnet; ein rotes Lederwams hat er angehabt und einen Fuhrmannshut auf dem Kopfe mit langen Federn. In seinem Zorn hat er ein furchtbares Hagelwetter über Stolpen erregt. Mit dicken Schloßen so groß wie Walnüsse hat er die Fenster eingeschlagen und die Ziegel von den Dächern geworfen, daß es lebensgefährlich gewesen ist, über den Schloßhof zu gehen; auf den Feldern ist nicht der dritte Palm stehen geblieben; die Bürger haben nicht anders gemeint, als nun käme der jüngste Tag. Inzwischen wurde seinen

Schülzlingen hinter Schloß und Riegel die Zeit zu lang. Unter ihren Kerkeren rauschten die Bäume des Burgbergs im vollen Junischmuck. Da beschloß der eine, Magister Steinbach, zu entfliehen. Mit dem Brotmesser schnitt er nachts die Türe seiner Zelle entzwei, ein tüchtiges Stück Arbeit, denn Ehrwürden war ein wohlbeleibter Herr, und das Loch mußte ziemlich groß werden, bis er sich hindurchzwängen konnte. Aber dann half ihm sein Freund, der Teufel, weiter. Durch drei verschlossene Türen schritt er durch, als ob sie Luft wären. Dann band er oben im Schlosse in einem Wendelsteine zwei Pfengabeln kreuzweise inwendig vor eine Fensteröffnung und befestigte daran das Rettungsseil, das er sich aus einer „Handquele“ und zerschnittenen Bettbezügen in der Eile zusammengenäht hatte. So wollte er sich beinahe 30 Meter hoch hinablassen. Aber der Teufel paßte nicht ordentlich auf. Die Leinwand riß, und der bedauernswerte dicke Herr lag mit zerbrochenem Beine unten. Da hat er dann unter großen Schmerzen den Calvinismus abgeschworen und sich so ohne teuflische Beihilfe die Freiheit wieder verschafft. Sein Kollege desgleichen.

Der Dreißigjährige Krieg, „der Mörder vieler Städte“, hat auch Stolpen schwer heimgesucht. Durch ihre beherrschende Lage wurde die Bergstadt zu einer Art natürlicher Notwarte, zu einer Zentralmeldestelle für das ganze umliegende Land. Die Stolpener erfuhren alles, was weit im Umkreise vor sich ging, und gaben ungesäumt Nachricht an die benachbarten Orte.

Die Kehrseite war, daß die exponierte Stadt die Begehrlichkeit aller durchziehenden Kriegshaufen auf sich zog. Bald herantraten es die kaiserlichen Völker, bald die Schweden. Wiederholt ging das Städtchen in Flammen auf, aber niemals wurde, wie auch später im Nordischen Kriege, die Bergfestung selber eingenommen. Von all den Schicksalsschlägen sei nur des schwersten gedacht, von dem sich ausführliche Kunde erhalten hat. Der 1. August 1632 war Stolpens Schreckenstag.

In Zittau lagen kroatische Haufen unter dem kaiserlichen Obersten Goltz, die beunruhigten das Land weit und breit. Besonders auf Stolpen hatten sie schon lange einen Groll. Das Schloß hatte zwar damals keine regelrechte Besatzung, aber die Bürger waren selbst auf ihrer Hut. Dreißig Mann waren stets unter Waffen. Die ganze Bürgerschaft war in Korporalschaften eingeteilt, die abwechselnd des Nachts die beiden Stadttore stark besetzt hielten. Ringsum auf den Bergen wurden fleißig Wachen ausgestellt, und sobald sich irgend etwas Verdächtiges blicken ließ, flüchtete sich alles vom platten Lande mitsamt dem Vieh hinein in die Stadt. Hier hinter der festen Ringmauer von Basalttrümmern, unter den Falkonetten der Festung, fühlten sie sich geborgen. Man wurde lecker. Die Stolpener Amtsuntertanen weigerten sich, die Kontributionen für den Feind nach Baugen zu liefern, und manchmal gelang es sogar, einem kroatischen Streifkorps sein gestohlenes Gut abzujagen. Das alles erbitterte die Kaiserlichen, und sie brannten auf die Gelegenheit, Stolpen ihre ganze Macht fühlen zu lassen. Patrouillen ritten rekonoszierend bis vor die Stadt. Am letzten Tage des

Juli erschienen fünf Kroaten, als Deutsche verkleidet, am Niedertore. Ein alter Stolpener Bürger stand Torwache und ließ die Fremden nicht hinein. Sie gaben vor, sie wollten ihre Pferde beschlagen lassen, da schickte ihnen der Alte den Hufschmied hinaus vors Tor. Wie sie wegritten, rief einer dem vorsichtigen Wächter zu: „Vater, wenn wir morgen wiederkommen, werdet ihr uns ja nicht aufhalten.“ Das war im Ernste gescherzt. Aber vielleicht wäre das Unglück noch nicht so bald geschehen, wenn nicht die Stolpener selbst dem Fasse den Boden ausgestoßen hätten. Noch am gleichen Tage traf ein sächsisches Streifkorps von Dresden her in Stolpen ein, das nach der Lausitz zu aufklären und Stellung und Stärke des Feindes erkunden sollte. Unsere dreißig wehrhaften Männer, der Amtschreiber an der Spitze, ließen sich's nicht nehmen, den Ritt mitzumachen. Nach Eintritt der Dunkelheit ging's hinaus, um Mitternacht schlugen sie ans Stadttor von Bischofswerda. Die Bischofswerder waren über den nächtlichen Besuch wenig erbaut, ließen aber schließlich auf Zureden des Amtschreibers den ganzen Reitertrupp hinein und setzten ihnen einen Labetrunk vor. Beim Humpen wurden die nötigen Erkundigungen eingezogen, und ehe der Morgen graute, ging's zurück nach Stolpen. Kaum aber war der Trupp zum Tore hinaus, so zogen auf der andern Seite die Kroaten in Bischofswerda ein. Bald hatten sie erfahren, was geschehen war und daß dreißig Mann von Stolpen dabei gewesen. Nun war das Maß voll. „Der schon gemachte Schluß ward confirmiret, auf hiesigem Theatro sollte eine Tragödie gespielt werden.“ Inzwischen kamen unsere Stolpener nichtsahnend von ihrem harmlosen Abenteuer nach Hause, und bald wußte man in der ganzen Stadt, daß vom Feinde nichts zu hören gewesen sei. Da war die Freude groß. Ein heller schöner Sommertag brach an, die starken Wachen an den Toren wurden bis auf wenige Mann eingezogen und viel Volk ging sorglos hinaus aufs Feld, wo die Erntearbeit drängte. Da tauchten plötzlich um die Frühstückszeit fremde Reiter auf, erst einzelne, dann kamen sie schon in dicken Haufen, sechshundert Mann stark, aus Lauterbach hervorgequollen und warfen sich auf das schlecht verwahrte Niedertor der Stadt. Im Nu war es aufgehauen, und niemand widerstand. Alles, was laufen konnte, stürzte Hals über Kopf nach dem Schlosse, die Höfe wimmelten von Männern, Weibern, Kindern und geretteten Pferden und Rindvieh. Aber schon drängten die Feinde nach. Während ein Teil ihrer Horden die wehrlose Stadt rein ausplünderte, drangen die übrigen durch die drei niedern Tore der Festung und bemächtigten sich des Kornbodens, dessen Untergeschoß der kurfürstliche Marstall und die Folterkammer bildet. Er war durch einen tiefen Graben, über den eine Zugbrücke führte, von dem innern Schlosse getrennt. Jetzt hieß es für die Stolpener, sich ihrer Haut zu wehren. Jeder mußte zugreifen, der wackere Pastor Sperling war einer der ersten. Die anwesenden Beamten, ein Forstbedienter, die Bergleute, die noch beim Brunnenbau beschäftigt waren, alle stellten ihren Mann. Die Stücke und Doppelhaken werden an die Mauerfront zwischen dem Johannisturm und der alten Schöfferei geschleppt,

und nun geht ein hitziges Feuern auf vierzig, fünfzig Schritt Entfernung herüber und hinüber. Von drüben schießen sie mit Musketen auf die Schießlöcher, von hüben krachen die Geschütze. Welcher Jubel, wenn einer der Angreifer getroffen ist. Jetzt steckt ein fürwitziger Kroat die Arme durch ein Loch heraus, um einen Riegel aufzuschieben — Blitz und Knall, und beide Hände sind ihm von einer schweren Kugelfugel abgeschossen. Ein Freudengeschrei hüben, ein Wutgebrüll drüben. Der Hauptmann der Kroaten schreit durch den Lärm herüber, er verspricht goldene Berge, wenn man ihn mit seiner Mannschaft einlassen wolle, und droht widrigenfalls keine Seele zu verschonen. Aber die Stolpener kehren sich nicht daran und halten tapfer aus. Da versuchen's die Feinde auf andere Weise zu erzwingen. An verschiedenen Punkten zugleich stecken sie die ausgeraubte Stadt in Brand. Binnen einer Viertelstunde steht alles in voller Glut. Ein starker Wind erhebt sich und treibt von der Kirche her die Flammen übers Schloß. Heißer Qualm und Funkenregen bedrängt die Verteidiger vom Rücken her. Nicht lange, da fängt der „Siebenstürenturm“, die schönste Zierde der Burg, Feuer. Mit Windeseile greift es um sich. Die ganze Festung brennt.

Inzwischen hatten sich die Feinde aus der allgemeinen Feuersbrunst zurückgezogen und sahen von weitem gemächlich zu. Sie dachten, das ganze Schloß würde draufgehen, und die Leute darin würden entweder verderben oder zu einem Ausfall gezwungen werden. „Aber“, so erzählt der Chronist*), „was die Gottlosen gerne wollten, ist verloren. Das Gebet derer, so im freien Felde herumgejagt, in Sträuchern beschädiget und ausgeplündert, oder sonst in Ängsten waren, drang durch die Wolken. Gott erhörte das Seufzen und Weinen derer, die in der kurfürstlichen Kapelle auf den Knien lagen und die Hände empor huben. Er ließ wohlgeraten die Arbeit der munteren Weiber, die aus dem Brunnen Wasser zum Löschen trugen, und derer Männer, die Wasser ins Feuer gossen. Ja, er selbst half Löschen und gab vom Himmel einen gnädigen Regen. Und so ward die Flamme gedämpft, das Herz des Schlosses erhalten.“

II.

Über all diese Stürme und Schicksale ist die Zeit dahingegangen. Wer denkt noch daran! Aber eine Tragödie hat sich auf Schloß Stolpen abgespielt, die ist noch in aller Munde. Die hat Stolpen zur Berühmtheit gemacht, und niemand weiß heute in den romantischen Ruinen, der nicht ihren Nachklang vernähme. Das ist die Gefangenschaft der Gräfin Cosel.

Ihre Lebensgeschichte ist schnell erzählt**). Anna Constance von Brodendorf war ein armes holsteinisches Landedelfräulein und heiratete in jungen Jahren den sächsischen Geheimen Rat von Hoym. Die Ehe mit dem weit älteren,

*) M. Carl Christian Gerke, „Historie der Stadt und Bergfestung Stolpen“, 1764.

***) Vgl. besonders Dr. Karl von Weber, „Anna Constance Gräfin von Cosel“, Arch. f. d. Sächs. Gesch. 9. Band 1871.

engherzigen Staatsmanne war nicht glücklich. Jahrelang hielt sie Hoym als mißtrauischer Gatte von dem lockern Dresdner Hofe fern. Da soll er einmal bei einem ausgelassenen Jagdessen in Moritzburg in der Weinlaune mit dem Fürsten von Fürstenberg um tausend Dukaten gewettet haben, daß seine Frau alle Schönheiten der Residenz überstrahlen würde. Er gewann die Wette und verlor seine Frau. Friedrich August der Starke war von der junonischen Schönheit des neuen Sterns, von ihrem Geiste und Temperament so völlig berückt, daß er nicht eher ruhte, als bis sie geschieden war und einwilligte, seine Maitresse en titre zu werden. Aber sie wußte ihre Bedingungen zu stellen. In dem noch erhaltenen Entwürfe des zugrunde liegenden Dokuments, das sie sich von Leipziger Juristen hat aufsetzen lassen, bezeichnet sie der König als „seine legitime épouse, derogestalt, daß Wir in Kraft eines ehelichen Eides versprechen und halten wollen, dieselbe herzlich zu lieben und beständig treu zu verbleiben“. Weiter sichert er ihr zu, die Kinder aus dieser Verbindung als legitime Prinzen und Prinzessinnen zu behandeln. Vor allem aber soll er ihr — diese Klausel fehlt in dem Entwürfe — zugesagt haben, sie nach dem Tode seiner rechtmäßigen Gemahlin zur Kurfürstin und Königin von Polen zu erheben. Nun folgt ein Jahrzehnt der Macht und des äußersten Glanzes. Anna Constance, zur Reichsgräfin von Cosel ernannt, beherrscht den Fürsten und den Hof vollständig. Ihr Palais, ihre Hofhaltung zeigen königlichen Prunk, ihre Feste zählen zu den glänzendsten des galanten Dresden. Selbst auf die hohe Politik sucht sie Einfluß zu gewinnen. Aber endlich erkaltete Friedrich Augusts Neigung. Die Gräfin Dönhoff gewann sein Herz, die Cosel fiel in Ungnade und wurde schroff vom Hofe verwiesen. Grollend saß die Gedemütigte auf ihrem „Witwenitz“ Pflanz und sann auf Mittel zur Rückkehr und auf Rache. Die Akten im Staatsarchiv enthalten ausführliche Zeugenaussagen, wonach sie hauptsächlich ihr Ziel durch Hexerei zu erreichen suchte. Wie einst adlige Pagen und Hofchergen, so gehörten jetzt Zigeuner, Juden und Zauberinnen zu ihrem Hofstaat. Dem Kurfürsten war hauptsächlich daran gelegen, das peinliche Dokument mit dem eventuellen Eheversprechen, das eine „menschliche Schwäche der Majestät“ verriet, von ihr zurückzuerhalten. Aber alle Verhandlungen waren umsonst, die Cosel gab es nicht heraus. Schließlich floh sie bei Nacht und Nebel ins Preussische. Da ließ sie der Kurfürst durch Vermittlung des Königs von Preußen plötzlich verhaften und als Staatsgefangene nach Stolpen schleppen. Am Weihnachtstage 1716 traf die Cosel im kurfürstlichen Galawagen mit einer starken Dragonereskorte und wenigen Bediensteten in der Festung ein. Sechszunddreißig Jahre war sie alt, und noch immer im vollen Glanz ihrer außergewöhnlichen Schönheit. Im Tagebuch eines Zeitgenossen findet sich folgende Schilderung von ihrer Erscheinung: „Sie gehörte unter die bräunlichen Schönheiten. Sie hatte große, schwarze, lebhaftige Augen, ein weißes Fell, einen schönen Mund und eine feingeschnitzte Nase. Ihre ganze Gestalt war einnehmend und zeigte etwas Großes und Erhabenes.“ Fast ein halbes Jahrhundert, bis zu ihrem Tode im Jahre 1765,

ist sie auf dem Stolpen geblieben, und niemals hat sie erfahren, warum eine so grausame Strafe über sie verhängt worden war. Sie schrieb flehentliche Briefe an alle Bekannten aus ihrer Glanzzeit, man möchte ihr doch wenigstens sagen, wofür sie so hart büßen solle. Die Antwort, wenn sie überhaupt eine bekam, war stets, man wisse das auch nicht. Gelegentlich werden ihre Bosheit, ihr Geiz, ihre Intrigen, ihre schlechte Ausführung als die Gründe ihrer Verhaftung angegeben. Aber ganz wird sich das Geheimnis wohl nie lüften lassen. Vielfach wird der Grund darin gesucht, daß sie sich bis zuletzt hartnäckig geweigert habe, das vielberufene Dokument herauszugeben. Aber es scheint, daß die Urkunde dank den unermüdblichen Nachforschungen Friedrich Augusts bald nach der Internierung der Gräfin in einem Familienarchive aufgefunden und sofort vom Kurfürsten vernichtet worden ist. Freilich in Stolpen selbst ist man anderer Meinung. Hier hat sich vom Großvater auf den Enkel die bestimmte Überlieferung erhalten, daß die Gräfin sich eines Nachts nicht lange vor ihrem Tode einen Maurer aus der Stadt hat kommen lassen, der habe irgendwo im Schlosse irgend etwas heimlich einmauern müssen, und was kann dies anders gewesen sein als das schicksalsreiche Dokument und etwa noch besonders wertvolle Schätze. So viel steht übrigens fest, daß die Cosel bei ihrer Einlieferung nach Stolpen Kostbarkeiten, namentlich Juwelen, mitgebracht hat und daß diese spurlos verschwunden sind. Man hat aber nach ihrem Tode unter einem ledernen Sitzbrett im Schlosse eine Höhlung gefunden, wo offenbar ein ziemlich großes Paket gelegen hat. Wachstropfen, die darauf gefallen, deuteten an, daß das Brett bei Nacht geöffnet und wieder zugenagelt worden ist. Wer weiß, was die Ausgrabungen, die jetzt wieder auf dem Schlosse im Gange sind, für Überraschungen bringen werden.

Der Gräfin war die stattliche Feste mit ihren elf Türmen nicht unbekannt. In glücklichen Zeiten war sie mit Friedrich August und zahlreichen Kavaliern hier gewesen und hatte sich als kühne Reiterin und sichere Schützin, die sie war, im Tiergarten an der Hochwildjagd ergötzt. Und nun hauste sie als Gefangene in demselben Fürstengemache, wo sie einst mit ihrem fürstlichen Geliebten „pernoctiret“ hatte. Jeder ihrer Schritte wurde aufs schärfste bewacht. Die Garnison war ihretwegen um einen Offizier, vier Unteroffiziere und vierzig Mann verstärkt worden. Vor jeder Tür, unter jedem Fenster standen Posten, mit der strengen Weisung, kein Wort mit ihr zu wechseln. Nicht einmal der Schloßkommandant durfte anders als in Gegenwart eines zweiten Offiziers mit ihr reden. So sehr fürchtete man ihren verwegenen Geist und ihre alle hinreißende Schönheit. Jeder Zettel, den sie schrieb, wurde kontrolliert. Ein winziges Gärtchen am Fuße des Johannesturms, das sie selbst bestellen durfte, und dann und wann ein Gang zu den weißen Damhirschen im Tiergarten unter militärischer Bedeckung: das waren die einzigen Freiheiten, die sie genoß. Ins Städtchen hinunter kam sie nie. Das blieb ihr „ebenso fremd wie Madrid“. Sie selbst schildert in einem Briefe an den Gouverneur zu Dresden vom Januar 1717 ihre Lage in ihrem originellen Stile wie folgt: „In mein großes Ungelück

muß ich ihm doch eine kleine Disgression machen von die Farcen, so man mit mir spiehet, nehmlich wan ich Tchwasser verlange, so geschieht vor hairo eine Combination der Planetten und epliche Stunden Punkttrung, ob Wasser Wasser ist, und warlich, es ist mein Tage aus die claviguelo Salomonis nicht soviel Magie hairvor gesucht worden, als aus meinen Worten Deutung gemacht werden. Wan ich in meinem Zimmer spatsiren gehe, werden die Seuhlen vom Hauße visitirt, ob ich auch Simsons Stärke bekommen, die Lohre aus ihre Kiegel zu heben, in Summa ühber mir, neben mir und unter mir habe ich Irwische, und wenn ich nicht noch ein bisgen Jugend hätte, zweifle ich nicht, sie würden mir auch des Nachts bis in mein Bette accompagniren. Wenn ich hier dolle werde, ist es kein Wunder usw. Dieses Blat gehört nicht zum Altten und soll nur unter die apocriven Bücher gerechnet werden.“

Troß dieser ängstlichen Bewachung brachte sie es doch fertig, heimlich Briefe hinauszuschmuggeln. Der Apotheker von Stolpen war ihr Vertrauter, ein Lafai paschte in ihren Servietten Zettelchen durch, vor allem war ein Leutnant Helm von der Garnison trotz seines Eides ihr willfähriges Werkzeug. Aber wer sollte auch der bezwingenden Macht dieser schönen flehenden Augen widerstehn! Helm wurde überführt und zum Abhauen zweier Finger der rechten Hand und zur Enthauptung verurteilt.

Man fragt sich, wie die gestürzte Größe zwischen den engen Mauern all die fünfzig Jahre hindurch ihre Zeit hingebracht hat. Anfangs schien es, als seien ihr Körper und Geist zerbrochen. Stundenlang saß sie da, dumpf vor sich hinstierend. Ihre Glieder waren zum Teil gelähmt oder zuckten in Krämpfen. Dann fuhr sie wild auf, tobte und redete irre. Aber schließlich fand sich ihre unverwüßliche Natur wieder. Nun fing sie an, mit fieberhafter Geschäftigkeit Briefe über Briefe an den Kurfürsten und alle Welt zu schreiben mit der immer wiederholten Bitte um ihre Befreiung. Natürlich alles umsonst. Die meisten ihrer herzbeweglichen Schreiben verschwanden wohl in den Altten. Die Welt, auch die Dresdner Welt, hat noch über zwanzig Jahre lang nichts davon erfahren, daß die gefeierte Cosel auf dem Stolpen saß. Es wurden zwar Verhandlungen mit ihr gepflogen, wonach sie unter gewissen Bedingungen in Freiheit gesetzt werden sollte, aber sie scheiterten an ihrer unbeugsamen Halsstarrigkeit, die von Bedingungen nichts wissen wollte.

Einen hauptsächlichlichen Zeitvertreib für ihren lebhaften Geist bildete die Lektüre. Fortgesetzt vergrößerte sie ihre Bibliothek, schließlich hatte sie an die dreitausend Bände aufgestapelt. Die Naturwissenschaft, Chemie und Alchymie waren in zahlreichen Werken vertreten. Auch lateinische Bücher fehlten nicht; sie muß demnach wohl auch diese Sprache verstanden haben. Neben Schriften religiösen und mystischen Inhaltes fanden sich Pikanterien von zweifelhaftem Wert. Sie selbst verfaßte nicht ohne Geist französische Verse.

Vielfach füllte sie ihre Stunden auch mit Handarbeiten aus. Noch heute zeigt die Stolpener Schützengilde mit Stolz ihr Banner, das ihr — nach einer

freilich kaum zutreffenden Sage — die unglückliche Gräfin gestickt haben soll. Mit Vorliebe braute sie allerhand Latwergen, Tränklein und Aquavite, namentlich für ihren eigenen Bedarf. Denn einem kräftigen Schluck war sie niemals abhold gewesen. Läßt doch gelegentlich sogar ihr früherer Gatte Hoym eine Bemerkung fallen über „ihre bösen Qualitäten in puncto ihres Trunkes und höllischen Bosheit“. Und Friedrich August, der Menschenkenner, hatte einst seinen Sturmangriff auf das Herz der schönen Frau damit eröffnet, daß er ihr — zwei Fäßchen Tokajer zum Geschenk machte. Auch ein Pfeifchen Tabak wußte sie zu schätzen.

Ihre Umgebung konnte ihr nichts bieten. Von den wiederholt wechselnden Kommandanten drangsalirierte sie am ärgsten der Oberst Boblick, ein Mann mit kleinem Hirn und großem Fiß. Von seiner Engherzigkeit in der Behandlung der hohen Gefangenen sind in den Akten unglaubliche Beispiele aufbewahrt. Über jedes „Lavement“ — mit Respekt zu vermelden — holte er in umständlichen Berichten auf dem Instanzenwege die Entschließung des Geheimen Kabinetts in Dresden ein. Auch mit ihrem Dienstpersonal war nicht viel anzufangen. Sie selbst schildert es einmal so: „Keine Seuffer, Spieler, unkeusche noch viel Mauler dienen hierhair, sondern es müssen solche Creaturen sein, die aus Dummheit das Kleinodt der Freiheit nicht kennen und überhaupt von allen fünf Sinnen nur ein Viertel besitzen und absonderlich ohne Empfindlichkeit der Welt ihre Tage hinbringen, da nun zimbllicher maßen ein solch Assortiment zusammengebracht.“

Nur ein einziges Mal nach ihrer Verstoßung sollte sie August den Starken wiedersehen. An einem schönen Julitage 1727 kam er in aller Frühe mit einem Gefolge von Offizieren heraus, um Schießversuche mit Kanonen an dem harten Stolpener Basaltgestein vorzunehmen. Es sollte ein Festtag für Stolpen werden, alle Korporationen der Stadt waren angetreten, und die Gräfin versprach sich, heute durch die unfehlbare Macht ihres persönlichen Einflusses ihr Schicksal zu wenden. Aber schon nach wenigen Schüssen wurde das Feuern abgebrochen, da die Kugeln an den Felsen zersplitterten und einzelne Sprengstücke gefahrbringend in die Stadt flogen. Der Kurfürst erschien zu Rosse am Schloßthore. Da rief ihn vom Fenster herab die frühere Geliebte mit flehenden Worten an. Aber er riß das Pferd herum, lüftete nur leicht den Hut und sprengte davon, ohne ein Wort zu erwidern. Da soll sie in ihrer verzweifelten Wut nach ihm geschossen haben, eine Sage, die gewiß nicht auf Wahrheit beruht.

Einige Jahre später, 1733, hörte sie, wie ringsum im ganzen Lande die Glocken geläutet wurden. Da merkte sie gleich, daß Friedrich August gestorben war. Aber ihre Gefangenschaft dauerte fort. Auch der Thronfolger ließ ihre Befreiungsgesuche unbeachtet und gewährte ihr nur geringe Erleichterungen. So erhielt sie die „Leipziger Zeitung“ und durfte Besuche empfangen. Als ihr endlich Jahre danach die Freiheit angeboten wurde, da wollte sie selbst nicht mehr. Was hatte sie noch in der veränderten Welt zu suchen, von der sie

längst vergessen worden war! Allmählich schwindet ihr Hochmut und Troß, die alte Dame wird schrullenhaft und menschenfleh. Sie schreibt einmal an Boblic, daß „ihr courage, die weder Löwen noch Bären scheuet, in eine entsetzliche Furcht gesetzt worden sei in puncto der ungewissen und lügenhaften Menschen“.

Es war, als ob sich auch die Elemente gegen sie verschworen hätten. Schon 1723 erlebte sie das „erschreckliche Zornfeuer“, das die ganze Stadt Stolpen in einen Aschenhaufen verwandelte. Damals ging auch die berühmte Mönchs-bibliothek zugrunde, die sich aus der Bischofszeit erhalten hatte, ein unerseßlicher Schatz von alten Büchern und Urkunden. Auch das Schloß fing an verschiedenen Stellen an zu brennen. Die Glut war so groß, daß davon auf der Festung mehrere bronzene Kanonenrohre schmolzen. Zwei von ihnen schenkte der Kurfürst der armen abgebrannten Stadt, und daraus sind die neuen Kirchenglocken gegossen worden.

In den vierziger Jahren wurde es ganz unheimlich auf dem Schlosse. Es begann bereits merklich zur Ruine zu werden. Wiederholt schlug der Blitz in das Wohnhaus der Gräfin und die nächstliegenden Gebäude ein. Das morsche Mauerwerk drohte ihr überm Kopfe zusammenzubrechen und mußte durch eiserne Klammern gehalten werden. Schließlich stürzte in ihrem Zimmer ein großer Ofen plötzlich vor Altersschwäche ein und zerschmetterte der Gräfin einen Schenkel. Da entschloß sie sich 1744, in den festen Johannesturm über-zustiedeln. Und hier, auf engstem Raume, hat sie ihr freudloses Dasein noch über zwanzig Jahre hingefristet. Im Volksmunde heißt der Turm seither nicht anders als der Coselturm, und auf diesen Turm konzentrieren sich alle die halb sagenhaften Vorstellungen, die noch heute im Volke von dem geheimnisvollen, düsteren Schicksal der schönen Frau fortleben. Aus romantischer Liebe zu „ihrem“ Turme, ihrem letzten und einzigen Freunde, soll sie die Freiheit ver-schmäht haben und auf dem Schlosse geblieben sein. Ein unterirdischer Gang soll von seinem Fuße ins Tal der Leßche nach der Gegend des jetzigen Bahn-hofs führen, durch den sie ihre Boten mit Konterbande ausschickte. Es muß wohl etwas Wahres an dieser Überlieferung sein; denn erst kürzlich fand man beim Anpflanzen des Wäldchens, das die Stadt am Fuße des Berges anlegt, genau in der bezeichneten Richtung ein Stück unterirdisches Gewölbe. In der Stolpener Chronik von 1764 findet sich nur die trockene Bemerkung: „Voriezo haben Ihre Excellenz die Frau Gräfin Cosel dero Wohnung in diesem Thurme.“

Hier spann sie sich nun mehr und mehr mit ihren Büchern ein. Die Kabbala und andere jüdische Schriften beschäftigten hauptsächlich ihren phan-tastischen Sinn. Sie zitierte einen süddeutschen Geistlichen, der als Orientalist bekannt war, zu sich nach Stolpen. Mit Entzücken und Bewunderung erzählte dieser dann, wie ihm die trotz ihrer sechzig noch immer schöne Frau im vollen Or-nate eines jüdischen Hohenpriesters entgegengetreten sei. Sie bemühte sich auch, ihm die Stolpener Pfarrstelle auszuwirken. Allein daraus wurde nichts.

Die vorsichtige Frau des Geistlichen schien es doch nicht für rätlich zu halten, ihren Mann in der Nähe der herrückenden Matrone zu wissen. Und so hintertrieb sie die Übersiedlung. Die Gräfin aber setzte ihre talmudistischen Liebhabereien fort. Sie feierte den Sabbat, verzichtete auf Schweinefleisch und sprach zuletzt sogar Jüdisch-Deutsch. Im jüdischen Glauben soll sie gestorben sein.

Noch einmal schlugen die Wogen der Weltgeschichte bis an den Sitz der vergessenen Frau. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges besetzten preußische Husaren die Festung. Dabei schoß ihr Führer auf den greisen Schloßkommandanten von Liebenau, der ihm entgegengekommen war, um ihm die Schlüssel auszuhandigen. So soll in Stolpen der erste Schuß im Siebenjährigen Kriege gefallen sein. Vor ihrem Bezuge begann die preußische Besatzung auf höhern Befehl die Ruinierung der Feste. Sie schleppten die guten Geschütze mit fort und stürzten die schlechten samt allen Vorräten an Gewehren, Geschossen und Pulver in den tiefen Schloßbrunnen. 1883 hat man aus dieser merkwürdigen Kumpelkammer unter Schutt und Trümmern ein ganzes Arsenal von altem Kriegsgerät hervorgeholt; es ist jetzt in verschiedenen Räumen der Ruine aufgestellt. Bald nach dem Abzuge der Preußen sah die Gräfin von ihrem Turmstübchen aus andere Bilder. Die siegreichen Regimenter Dauns lagerten längere Zeit auf den Feldern am Fuße des Schlosses. Tausend preußische Kriegsgefangene wurden auf der Burg eingepfercht. Da brannten in der kalten Herbstnacht fast hundert Lagerfeuer in allen Höfen, alle Türen und Gitter der Schöfferei wurden zu Brennholz zerhackt, und Küche und Keller der Gräfin mußten sich trotz der aufgestellten Posten gefallen lassen, von den hungernden Soldaten ausgeplündert zu werden.

Und dann wurde es ganz still um sie. Die letzten Jahre ihres Lebens verließ sie das runde Gemach im zweiten Stocke des Turmes fast nie mehr. Eine Magd und ein Stubenheizer bildeten ihren ganzen Hausstand. Ihr Aufenthalt wird von einem Augenzeugen wie folgt geschildert: „In dem kleinen Wohnzimmer waren keine Tapeten, zwei alte sehr schadhafte Stühle und eben so viele kleine hölzerne Tische, ein großes hölzernes Bett ohne Vorhänge und der Gräfin eigener Stuhl, darauf sie zwischen zwei hölzernen Seitenlehnen ohne Rückenstück auf zwei alten übereinander liegenden Federkissen, den Rücken allzeit dem Ofen zugehend, geseßen. Durch den vielen Rauch und Dampf einer mitten im Zimmer an der Decke herabhängenden Lampe, welche vom Abend bis zum hellen Morgen brennen mußte, war alles so schwarz geworden, daß man den Zeiger einer an der Wand hängenden Schlaguhr nicht erkennen konnte.“ Hier brütete sie dumpf vor sich hin, oft wie geistesabwesend, so daß man meinte, ihr Gehirn sei zerrüttet. Aber bisweilen brach sie in leidenschaftliche Schmähreden aus, die zeigten, daß das Feuer ihrer unbefleglichen Natur doch nicht ganz erloschen war. So verkam sie, eine der schönsten und geistvollsten Frauen ihrer Zeit, die einen der glänzendsten Höfe Europas beherrscht hatte, zwischen schmutzigem Gerümpel in Stumpfheit und Verbitterung.

1765, in ihrem fünfundachtzigsten Lebensjahre, starb sie und wurde in der Schloßkapelle beigesetzt. Nach langem Suchen hat man 1881 ihr von Schutt und Rasen überdecktes Felsengrab gefunden. Eine Kommission hat sich überzeugt, daß ihre schlanken Knochen reingenagt in dem einfachen Lannensarge liegen und daß ihr bis zuletzt tiefschwarzes Haar goldgelb gebleicht ist. Dann hat man die Gruft wieder geschlossen. Eine Steinplatte bezeichnet die Stelle, wo die Gräfin ruht.

Das Volk freilich weiß es besser. Nicht weit von Stolpen, bei Langenwolmsdorf, erhebt sich ein stattlicher Hügel, auf dem ein einsamer Baum steht. Dort, so geht die Sage, ist die Cosel begraben mitsamt ihren ungeheuren Schätzen, die sie aus ihrer Glanzzeit gerettet hat. Aber sie hat keine Ruhe gefunden. Bisweilen erscheint sie einem Schnitter, der am heißen Erntemittag allein auf dem Felde bleibt. Wunderschön ist sie anzusehen, wie eine Fee im weißen Gewande, und wenn der Überraschte sich nicht fürchtet und sie freundlich anspricht, dann füllt sie ihm den Hut mit Talern.

Das Schloß ist zerfallen. Napoleon hat es 1813 auf seinem Rückzuge nach Leipzig vollends zerstört, um es nicht den nachdrängenden Russen als festen Punkt in die Hände fallen zu lassen. Bis auf den Coselturm, den Seigerturm und den Siebenspizenturm ließen die Franzosen so ziemlich alles, auch die reizende Schloßkapelle, in die Luft fliegen. Und als 1866 die preußischen Truppen einrückten, da fanden sie nur noch eine bedeutungslose Ruine. Raum je wieder wird sie berufen sein, in der Geschichte von sich hören zu lassen.

Ein duftiger Schleier von Birken und Buschwerk ist über die kolossalen düstern Mauerreste ausgebreitet. Dohlen schreien um den Coselturm. Wir stehen auf dem raufigen Rundplatz, der den Sockel des einstigen Kapitelturmes bildet, und sehen entzückt weit hinaus über die Sächsische Schweiz und die Lausitzer Berge, und dann kehren wir uns um und überblicken noch einmal in ihrer Gesamtheit die malerischen Trümmer der Vorzeit. Da dürfen wir wohl bekennen: Schloß Stolpen steht nicht zurück hinter so mancher süd- und westdeutschen Burgruine gefeierten Namens, ein erinnerungsreiches, ergreifendes Denkmal vaterländischer Geschichte.

